Christliche Religion in Krisenzeiten

Rede zum Reformationsempfang der Kirchenleitung
Evangelisches Bildungszentrum Moritzburg

Sehr geehrter Herr Landesbischof, sehr geehrter Herr Landtagspräsident Dierks,
sehr geehrter Herr Präsident Vollbach,
sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Schwestern und Brüder,

auch ich darf Sie alle sehr herzlich zum Reformationsempfang der Kirchenleitung begrüßen. Wie schön, dass Sie diesen Abend mit uns verbringen.

Dieser Ort hier im Evangelischen Bildungszentrum Moritzburg und der eindrucksvolle Beitrag von Ihnen, liebe Frau Zehme, könnten dafür kaum besser gewählt sein.

Denn wenn wir uns am 31. Oktober an die Reformation erinnern, dann erinnern wir uns nicht nur an Martin Luther und seine 95 Thesen. Die Reformation war auch eine gewaltige Bildungsbewegung.

Der Mensch sollte nicht einfach glauben, was andere ihm sagen. Er sollte selbst lesen können. Selbst verstehen. Selbst fragen. Und sich dann ein eigenes Urteil bilden.

Für die Reformatoren gehörten Glaube und Bildung zusammen. Das ist 500 Jahre später aktueller denn je.

Die Probleme haben sich jedoch gedreht. Noch nie ist der Zugang zu Wissen für Menschen so rasch gewachsen wie heute. Noch schneller wachsen jedoch die Anzahl der Meinungsmacher, die sich auf das Wissen berufen und es - wie einst die Schriftgelehrten – für den Rezipienten auslegen. Und die heutigen echten oder vermeintlichen „Schriftgelehrten“ sind nicht allein. Sie werden meist unterstützt von Algorithmen, die auf Geheiß mächtiger Konzerne funktionieren.

Der Buchdruck machte die Reformation möglich. Heute prägen Algorithmen die öffentliche Meinungsbildung.

Die Glaubenskämpfe nach der Reformation wurden später mit Waffen ausgetragen. In unserer Zeit, wo Algorithmen entscheiden, was uns wie erreicht, können Informationen zu Waffen werden.

97 Prozent der Deutschen nutzen das Internet, 59% die sozialen Medien und unsere Kinder und Jugendlichen verbringen im Durchschnitt (!) vier Stunden pro Tag am Handy. Fake News, ideologisch oder monetär getriebene Influencer und künstliche Intelligenz sind feste Bestandteile ihres digitalen Alltags. Als Großmutter weiss ich, wovon ich rede.

Mit Fug und Recht kann man nun fragen: Was geht uns als Kirche das Geschehen im Internet an? Sollen wir uns um die um sich greifende Verrohung im Netz kümmern? Um das Cyber-Mobbing unter Kindern und Jugendlichen? Um Handysucht und Reizüberflutung?

Ich meine ja.

Unsere Akademien, Bildungszentren wie hier in Moritzburg, ja, das Gotteshaus selbst sollten Orte sein, an denen Menschen lernen können zu unterscheiden, Widerspruch auszuhalten und Orientierung zu finden.

Gute Bildung ist mehr als der bloße Zugang und die Vermittlung von Wissen.

Bildung muß Menschen urteilsfähig machen. Dies gilt erst recht in Zeiten wie unseren.

Christliche Religion in Krisenzeiten

Es ist nicht lange her, da war Deutschland Exportweltmeister, ein europäischer Garant für politische und ökonomische Stabilität und ein Sehnsuchtsort für Einwanderer und Geflüchtete.

Heute ist Vieles anders.

Die Krise ist in der Gestalt von Krieg, brüchig gewordenen internationalen Bündnissen und Regulativen, wachsender Arbeitslosigkeit, von erheblichen Haushaltsengpässen und hoher Verschuldung, extremistischer Bedrohung unserer Demokratie selbst und daraus resultiend auch von steigender Zukunftsangst allgegenwärtig.

Die Gleichzeitigkeit vieler und auch tiefgehender Veränderungen beunruhigt.

Wir leben in einer Zeit, in der zahlreiche Gewissheiten ins Rutschen geraten sind.

Das Entscheidende dabei ist gar nicht, ob objektiv tatsächlich alles schlechter geworden ist. Befragungen zeigen immer wieder ein interessantes Phänomen: Viele Menschen sagen sinngemäß: Mir persönlich geht es eigentlich ganz gut – aber mit der Politik, mit diesem Land, mit dem, was unsere Nachbarn tun, bin ich nicht mehr einverstanden.

Entscheidend für unsere Umbruchszeit sind neben der Anzahl der Veränderungen, ihre wechselseitige Überlagerung, ihr Tempo – und die daraus entstehende Komplexität.

Wie soll ein einzelner Mensch noch verstehen, warum der Strompreis steigt? Was künstliche Intelligenz für den eigenen Arbeitsplatz bedeutet? Wie unsere Renten-, Kranken- und Pflegesysteme auch morgen noch finanzierbar sein sollen? Und warum stellt Deutschland der Ukraine Milliarden zur Verfügung, während es in Schulen durchs Dach regnet?

Wir erleben eine Gesellschaft unter Druck, wie Sie es, lieber Herr Landesbischof, jüngst treffend formuliert haben.

Und Menschen reagieren auf Druck, Kontrollverlust und Unsicherheit mit Sorgen, Angst, teilweise auch mit Wut und der Sehnsucht nach einfachen Botschaften.

Komplexität lässt sich dabei viel leichter mit Eindeutigkeit beherrschen als mit Differenzierung.

Sätze wie:

Die sind schuld.
Wir kennen die Ursache.
Wir räumen auf.

…sind attraktiv. Sie reduzieren Komplexität, vermitteln Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft und suggerieren Handlungsfähigkeit.

Menschen, die von Politik oder Verwaltung nicht gehört oder denen tatsächlich oder empfunden Unrecht zugefügt wurden, sind auf der Suche nach Gleichgesinnten.

Hier möchte ich einen ersten Punkt setzen.

Als vormalige Politikerin hätte ich jetzt vermutlich mit einer Liste möglicher Krisenbewältigungsideen weitergemacht.

Als Präsidentin unserer Landessynode habe ich diese, für Politikerinnen und Politiker inzwischen kaum noch zu tragende Last, nicht mehr auf meinen Schultern, sondern kann mich stattdessen einer Folgefrage zuwenden:

Sind christliche Religion und christliche Kirchen in solchen Zeiten Hoffnungsträger oder Randnotiz?

Zunächst einmal: Viele der eben beschriebenen Umbrüche machen an unseren Kirchentüren nicht Halt.

Allein die demografische Entwicklung hinterlässt Lücken. Auf unseren Kirchenbänken. Im Ehrenamt. Und selbstverständlich auch in unseren finanziellen Möglichkeiten.

Deshalb müssen wir über Aufgaben, Strukturen und Prozesse neu nachdenken.

Und ich sage ganz bewusst: in genau dieser Reihenfolge.

Zuerst müssen wir klären, wofür Kirche da ist. Dann können wir entscheiden, welche Strukturen sie dafür braucht und wie die hierfür notwendigen Prozesse möglichst effizient zu organisieren wären.

Dabei sollte uns das Subsidiaritätsprinzip leiten: Was vor Ort gut entschieden und getan werden kann, soll auch dort bleiben.

Mit dem Reformvorhaben „Kirche im Wandel“ liegt ein guter Orientierungsrahmen hierfür vor.

Eine Steuerungsgruppe aus Mitgliedern des Kollegiums und der Synode übernimmt dabei im Auftrag der Kirchenleitung besondere Verantwortung.

Kirchenleitung und Synode werden in einem wahrscheinlich mindestens zwei- bis dreijährigen Prozess gemeinsam mit Superintendenten und Pfarrerinnen, mit Kirchgemeinden, den Mitarbeitenden des Landeskirchenamtes und unseren 80 Synodalen diskutieren, Möglichkeiten gegeneinander abwägen und schließlich Entscheidungen treffen müssen.

Entscheidungen darüber, wie unsere Kirche hinsichtlich ihrer Aufgaben und ihrer Organisation zukunftsfest gemacht werden kann.

Auch hierfür brauchen wir gute Orientierung, ohne Komplexität beiseite zu wischen.

Doch all das beschreibt zunächst nur die institutionelle und materielle Seite unserer Kirche, die in Ostdeutschland ohnehin schwierigere Ausgangsbedingungen hat als in den westdeutschen Bundesländern.

Vierzig Jahre DDR und eine Politik, die christlichen Glauben und kirchliches Leben systematisch und leider auch ziemlich erfolgreich zurückgedrängt haben, hinterließen Spuren, die bis heute sichtbar sind.

Noch gehören 14 Prozent der Menschen in Sachsen der evangelischen und rund vier Prozent der katholischen Kirche an. Das sind rund 700 000 Menschen. Darunter bilden besonders die gut 60 000 Mitglieder, die sich bspw. ehrenamtlich in der evangelischen Kirche einbringen, ein ausgesprochen belastbares Fundament.

Und dennoch muß es immer unser Ziel sein, Menschen zu halten, jene die gegangen sind zurückzugewinnen und andere ganz neu für den christlichen Glauben und für unsere Kirche zu begeistern.

Wie das gehen kann, zeigen auch neue innovative Formen von Gottesdiensten und Gemeinschaft unter der Dachidee “ Kirche, die weiter geht”. Hier müssen wir aufpassen, dass die Pflanzen, die erfolgreich erst seit wenigen Monaten im Wachsen sind, nicht vorschnell finanziellen Engpässen erliegen.

Als ich letzte Woche abends im Bett den Podcast mit Pfr. Geilhufe aus Großschirma gehört habe, der eine der unter diesem Dach angesiedelten M25 Stellen innehat, um Neues zu erproben, da bin ich erstmals bei einem so langen Podcast nicht eingeschlafen, sondern dachte: Hey , wie cool ist das denn.

Ähnlich mitreißend war für mich ein Fokusgottesdienst in Burgstädt, wo an einem ganz normalen Sonntag nicht nur jede Kirchenbank voll besetzt war, sondern sich Junge und Alte gemeinsam zum Rhythmus der Kirchenlieder mit Bandbegleitung in den Hüften wiegten.

Kern sind und bleiben jedoch klassische, schnörkellose Gottesdienste mit starker Liturgie, einer ansprechenden Predigt, die mir und hoffentlich wieder mehr Menschen für den Alltag etwas mitzugeben haben.

Aber die Größe unserer Kirche ist kein Wert an sich. Auch dann nicht, wenn mehr Mitglieder bessere finanzielle Rahmenbedingungen bedeuten.

Die Frage ist nicht: Wie erhalten wir Kirche um ihrer selbst willen mit möglichst viele Stellen, Gebäuden und Verwaltungsstrukturen?

Die entscheidende Frage ist: Wofür braucht unsere Gesellschaft heute und in Zukunft Kirche? Und vielleicht sogar: Wofür braucht unsere Gesellschaft gerade in Zeiten großer Unsicherheit Kirche ganz besonders?

Unser Glaube und unsere Gemeinschaft, liebe Schwestern und Brüder, sind viel zu wertvoll, um in einer von Krisen geschüttelten Gesellschaft als Randnotiz zu verweilen.

Christlicher Glaube besitzt etwas, das in einer Zeit schwindender Gewissheiten von unschätzbarem Wert ist.

Wir haben eine Botschaft, die weit über die nächste Wahl und über die nächste Wirtschaftskrise hinaus reicht. Und die auch gilt, wenn das eigene Leben nicht so gut läuft.

Die christliche Botschaft lautet im Kern:

Du bist angenommen und ohne Vorbehalte geliebt.
Du bist nicht allein, auch dann nicht, wenn du scheiterst und keinen Ausweg siehst.
Und selbst der Tod hat nicht das letzte Wort.

Aus dieser Zusage, die Gott uns Menschen gibt, erwachsen Glaube, Zuversicht und Hoffnung.

Darin liegt ein wesentlicher Unterschied zu den einfachen Antworten in unserer Zeit der Unsicherheiten:

Christlicher Glaube verspricht nicht, dass alles einfach oder alles gut wird. Aber er sagt uns, dass wir auch im Schwierigen nicht allein sind.

Und diese Botschaft in unsere Gesellschaft, in unsere Welt zu tragen und damit Halt und Orientierung zu geben, ist Auftrag und Daseinsberechtigung für uns als Kirche.

Diese Verortung unserer Kirche in unsicheren Zeiten ist zudem der gedankliche Treibstoff des Reformvorhabens“ Kirche im Wandel”.

Wo und wie können wir als Christinnen und Christen nun diese Botschaft glaubwürdig leben und weitergeben? Wie wird sie konkret für andere Menschen erlebbar?

Vielfach geschieht dies bereits an vielen Orten jeden Tag in sächsischen Gemeinden.

Menschen werden getauft – wie Ende August am Elbufer bei einem wunderbar fröhlichen, mitreißenden Tauffest.

Menschen werden am Ende ihres Lebens begleitet, Angehörige getröstet.

Einsame Menschen finden Gemeinschaft.

Kinder und Jugendliche erleben in unseren Gemeinden Orte, an denen nicht ihre Schulnote, das Einkommen ihrer Eltern oder die Zahl ihrer Follower darüber entscheidet, welchen Wert sie besitzen.

Und unsere Diakonie macht christliche Nächstenliebe ganz praktisch erfahrbar: in Kindertagesstätten und Schulen, Beratungsstellen, Krankenhäusern, Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen, Alten- und Pflegeheimen.

Und schließlich halten Ehrenamtliche unsere Kirche vor Ort lebendig.

Sie besuchen Menschen. Sie leiten Chöre. Sie organisieren Kinder- und Jugendarbeit, sitzen in Kirchenvorständen, helfen Menschen in Not. Sie öffnen Kirchentüren.

Das alles ist eine enorme gesellschaftliche Präsenz, die in der öffentlichen Wahrnehmung noch viel zu wenig sichtbar und wertgeschätzt wird.

Doch glaubwürdige Perspektiven können wir nur anbieten, wenn unsere institutionelle Realität mit dem übereinstimmt, was wir verkünden.

Wer von Menschenwürde spricht, muss Menschen, die einem anvertraut sind oder als Mitarbeitende für Kirche arbeiten würdig behandeln.

Wer Nächstenliebe und den Schutz der Schwachen fordert, muss Menschen auch in den eigenen Strukturen schützen.

Wer Gerechtigkeit predigt, muss gerecht mit Macht und Geld umgehen.

Wer Wahrhaftigkeit verlangt, muss eigene Fehler benennen und ehrlich beheben.

Wir als Kirchen, katholisch wie evangelisch, sind nicht ohne Fehler und haben leider auch große Schuld auf uns geladen.

Die mit Abstand schwerwiegendste Schuld sind dabei die Mißbrauchsskandale, die an Kindern, Jugendlichen und anderen schutzbedürftigen Menschen über Jahrzehnte begangen wurden.

Für das Schuldeingeständnis, für Reue, Aufklärung, Sensibilisierung und ganz besonders für die wirklich hochengagierte Arbeit der vielen Präventionsbeauftragten und endlich auch für die Umsetzung der Anerkennungsrichtlinie innerhalb der Evangelischen Kirche Sachsens bin ich dankbar.

Und dennoch können wir uns den Wiederzugewinn an Glaubwürdigkeit nicht selbst bescheinigen.

Glaubwürdigkeit wird uns von anderen zugesprochen.

Von den Menschen, die unsere Gottesdienste besuchen und guten Predigten folgen. Von unseren Mitarbeitenden, die gute Führung erfahren und gern zur Arbeit kommen.

Von Betroffenen, die erleben, dass wir das ihnen angetane Unrecht anerkennen und mildern wollen. Glaubwürdigkeit wird uns auch von Medien zugesprochen, die uns zu Recht beobachten und kritisch hinterfragen.

Und auch Menschen, die mit Kirche nicht oder nicht mehr viel zu tun haben messen uns an unseren eigenen Maßstäben.

Und neben dieser eher moralischen Disposition gewinnt oder verliert Kirche Glaubwürdigkeit nicht zuletzt auch durch ihre Kommunikation.

Kirche muss nicht zu jeder politischen Detailfrage eine Stellungnahme abgeben. Wir müssen nicht die besseren Verkehrs-, Steuer- oder Wirtschaftspolitiker sein.

Aber dort, wo Grundpfeiler unseres christlichen Menschenbildes berührt werden – Menschenwürde, Freiheit, Nächstenliebe, Frieden, Gerechtigkeit und der Schutz der Schwachen –, dort darf Kirche nicht schweigen.

Dort muss sie sich einmischen.

Und vielleicht kann gerade unter dem Dach der christlichen Kirchen etwas gelingen, was unserer Gesellschaft zunehmend abhanden kommt: miteinander streiten, ohne sich wechselseitig zu Feinden zu erklären.

Andere Meinungen aushalten. Zuzuhören. Die eigene Position überprüfen und zumindest mal zu hinterfragen, ob der Andere nicht auch ein bisschen recht haben könnte. Und zu akzeptieren, dass schwierige Probleme selten einfache Lösungen haben.

Vielleicht können unsere Kirchen gerade deshalb wieder stärker Orte des Gesprächs, der wechselseitigen Orientierung werden.

Orte, an denen derjenige, der bei der Migration eine andere Meinung vetritt, nicht automatisch ein schlechter Mensch ist.

Orte, an denen über Frieden und über Waffenlieferungen gestritten werden kann, ohne dem anderen die Friedensliebe abzusprechen.

Orte, an denen Zweifel erlaubt ist.

Und Orte, an denen Menschen nicht zuerst gefragt werden, auf welcher parteipolitischen Seite sie stehen.

Für glaubwürdige Perspektiven reicht es deshalb nicht, unsere Kirche organisatorisch zu reformieren.

Es braucht keine Volkskirche aus Gewohnheit, sondern eine Kirche aus Überzeugung mit weniger institutionellem Anspruch und mehr erkennbarer Haltung. Es braucht keine Antwort auf jede politische Detailfrage – aber klare und wahrnehmbare Orientierung aus dem christlichen Menschenbild heraus. Weniger Beschäftigung mit uns selbst– dafür mehr Präsenz bei den Menschen. Weniger

Anspruch auf moralische Autorität – dafür durchgängig Glaubwürdigkeit im eigenen Handeln.

Und vielleicht braucht es auch weniger Sorge davor, kleiner zu werden – und mehr Mut dazu, wieder deutlicher zu sagen, warum es uns überhaupt gibt und auch in Zukunft braucht.

Auch wenn wir kleiner werden, bleiben wir eine Kirche für Andere, ein 2. markanter Satz von Ihnen, lieber Herr Bilz, den ich nur unterstreichen kann.

Sehr geehrte Damen und Herren,

liebe Schwestern und Brüder,

lassen Sie mich zum Schluß nochmals ein Wort hervorheben, was sich wie ein roter Faden durch meine Ausführungen gezogen hat: Orientierung.

Schon lange vor der Reformation wurden Kirchbauten nach Osten, dort, wo die Sonne aufgeht, ausgerichtet. Das war mehr als Architektur. Es war ein Bild christlicher Hoffnung. Die Nacht mag dunkel sein. Aber sie ist nicht das Ende. Das Licht kommt wieder.

Vielleicht ist genau das unsere Aufgabe als Kirche in dieser Zeit.

Wir müssen nicht behaupten, für jedes Problem die Lösung zu kennen. Wir müssen nicht jede gesellschaftliche Dunkelheit weg reden. Und wir müssen schon gar nicht so tun, als hätten wir selbst keine Zweifel und würden keine Fehler machen.

Aber wir können Menschen helfen, die Richtung nicht zu verlieren.

Paulus hat dies im ersten Korintherbrief treffend und gerade für unsere Zeit mit Orientierungsnotstand auf den Punkt gebracht:

„Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“

Glaube – der uns sagt, dass unser Leben größer ist als das, was wir selbst daraus machen können.

Hoffnung – die uns daran festhalten lässt, dass Veränderung möglich bleibt, auch wenn wir den Weg noch nicht sehen.

Und Liebe – die uns daran erinnert, dass der andere Mensch niemals nur Gegner, Problem oder Kostenfaktor ist, sondern unser Nächster.

Dann ist Kirche tatsächlich der Ort für Orientierung.

Nicht, weil sie alle Antworten kennt. Sondern weil sie weiß, woher ihr Licht kommt.